

Mein Freiwilligenjahr in Tansania – ein Resümee, kein Bericht

Ich war als Freiwilliger bei MOTO Handicrafts in Pete auf Zanzibar beschäftigt. MOTO besteht aus einem Netzwerk aus Frauenkooperativen, die auf traditionelle Art aus Palmblättern verschiedene Taschen und Hüte herstellen, die im projekteigenen Laden in Stonetown hauptsächlich an Touristen verkauft werden. Außerdem besitzt MOTO eine Werkstatt mit Museum und Restaurant in Pete, einem kleinen Dorf in der Nähe des Jozhani-Nationalparks. Hier werden auf Webstühlen aus tansanischer Baumwolle Vikoi gewoben, Touristengruppen soll die Tradition des Ukili-flechtens und die Kultur der Swahili nähergebracht werden, und ein kleines Restaurant lädt zum Entspannen ein. MOTO wurde gegründet und wird geleitet von meinem Gastvater Said Ali Nassor, Khadija Mohammed Fardhil, und Antje Förstle. Die drei leiten das Projekt ehrenamtlich, gehen also außerhalb von MOTO eigenen Berufen nach. MOTO beschäftigt also außer den Frauengruppen, die in ihrer Freizeit flechten und nach Produktion bezahlt werden, nur 3 Frauen, die im Laden in der Stadt die Produkte verkaufen. Tobias und ich hatten also im Projekt keine speziellen Aufgabenbereiche. Wir waren während der ganzen Zeit sehr frei darin, uns unsere Aufgaben in Absprache mit unseren Chefs selbst auszusuchen.

In den ersten Monaten nahm uns Said noch sehr an die Hand, zeigte uns alle Arbeitsfelder von MOTO und seine eigene Arbeit gründlich. Nachdem wir uns aber im Projekt eingearbeitet hatten, suchten wir uns selbst Arbeit, die uns sinnvoll erschien. Vor allen in der zweiten Hälfte des Jahres arbeiteten wir deswegen verstärkt in Pete, da wir von der Wichtigkeit des Museums und Cafes für das Projekt überzeugt waren. Bei unserer Ankunft war vor allem der Garten sehr vernachlässigt. Außerdem war das Cafe zwar als Raum vorhanden, jedoch waren noch keine Anstrengungen gemacht worden, einen regelmäßigen Betrieb einzurichten. Wir arbeiteten im Laufe des ganzen Jahres mit wechselnder Unterstützung im Garten, wir legten Wege an, und pflanzen Gras, Sträucher und Blumen. Es war uns aber von Anfang an ein Anliegen, nichts ohne die Unterstützung von Said und Khadija zu tun. Das führte erstmal zu vielen vielen Besprechungen, in denen von allen Seiten viele tolle und weniger tolle Ideen eingebracht wurden, aber auch dazu, dass wir natürlich nicht sehr viel von dem umsetzten was wir uns vornahmen.

Gerade in dieser Hinsicht prallten die gegensätzlichen Vorstellungen der Arbeit oft aufeinander. Oft hatten wir uns zusammengesetzt, und neu besprochen was wichtig für Pete oder MOTO sei, und wie wir was machen wollten, und dann scheiterten unser Pläne, weil zum Beispiel Said viel wichtigere Dinge zu tun hatte, uns aber nichts davon erzählte.

Vor allem anfangs war es manchmal schwer sich auf die unterschiedlichen Arbeitsweisen einzustellen. Die fehlenden Sprachkenntnisse erschwerten zusätzlich das Verständnis der anderen Prioritäten oder Ansichten, doch Said war mir beim Kiswahili lernen eine große Hilfe. Er hatte großes Verständnis dafür, dass ich ständig nach Wörtern fragen musste, oder dass er mir viele Dinge dreimal erklären musste. Vor allem half es mir dabei dass er recht gutes Englisch kann. Ich habe mich nie richtig hingesezt und Vokabeln gepaukt, dafür war ich immer dabei, den Leuten in ihren Gesprächen zuzuhören, habe versucht Wörter herauszuhören und aufzuschreiben. Die Angewohnheit habe ich mir das Jahr über beibehalten, im Dala oder auf der Straße den Leuten zu lauschen. Das hat mir oft tolle neue Einsichten beschert, ich finde die Kultur der Menschen zeigt sich am allermeisten in den vielen kleinen Gesprächen, Witzen, in Alltagssituationen. Überhaupt halte ich die Kiswahilikenntnisse für das, was mir am allermeisten in dem Jahr geholfen hat. Oft haben mir Erfolgserlebnisse in der Sprache dabei geholfen, mich neu auf der Arbeit zu motivieren, und stets war es toll, wann man sich selbst in einem Gespräch überrascht hat. Die gute Zusammenarbeit und der Austausch, die vielen Gespräche haben mich genauso beim Lernen motiviert, wie mir das Sprechen dafür den Alltag erleichtert hat. Ich glaube nicht, dass ich mich in der Arbeit bei MOTO und überhaupt im Leben in der Kultur Sansibars einleben hätte können ohne die Sprache. Bei jedem Schritt, von den Kleinprojekten bis zum Abendessen mit der Familie, fand ich es unentbehrlich, mich in der Sprache der Leute einbringen zu können. Wenn ich höre, dass alte Schulkameraden ähnliche Dienste geleistet haben ohne die Verkehrssprache des jeweiligen Landes gelernt zu haben, frage ich mich, was die für ein Bild in ihrem Umfeld hinterlassen haben. Wer Projekte konzipiert oder auch nur Ideen auf der Arbeit einbringen will, der muss sich doch mit seinen Mitarbeitern darüber unterhalten können, mus erst einmal wissen, was die Leute, die das Projekt am laufen halten für wichtig halten. Wie oft habe ich deshalb von Projekten gehört, in denen massiv Geld an Ideen verschwendet wurde, die von Freiwilligen oder anderen Außenstehenden kamen, jedoch ohne eigentliche Kenntnisse des Umfelds durchgesetzt wurden. Mir kam es immer wieder so vor, als würden Ideen die von uns, die wir ja zuerst Europäer, Weiße, und irgendwie vor allem fremd waren, grundsätzlich als wichtiger oder besser angesehen, als die eigenen Ideen der Sansibaris. Und wenn ein Verantwortlicher sich diesem Umstand nicht bewusst ist, dann setzt er natürlich seine Ideen, die auf wenig Widerstand stoßen, auch weil natürlich Widerspruch oft seltsam verpackt wird, blind für die wirklichen Zustände um.

Ich kam mir während des ganzen Jahres oft wie ein kleines Kind vor. Ich kam ohne Kenntnisse der Umgangsformen, Weltanschauungen, Arbeitsweisen und Traditionen nach

Sansibar, ja ich konnte nicht einmal reden. Wenn ich mal wieder das Gefühl hatte, meine Mitmenschen garnicht mehr zu verstehen, dann half es mir oft, mir klar zu machen, dass ich wie ein Baby sämtliche Umgangsformen neu lernen musste. Nach und nach wurde mir dann klar, dass zum Beispiel konkret friedliches Zusammensein und Harmonie einen höheren Stellenwert als Effektivität haben kann. Solche Einsichten musste ich mir oft hart verdienen, natürlich haben wir im Vorbereitungsseminar gelernt, dass es solche Unterschiede gibt, und dass Menschen mit unterschiedlichen „Mindsets“ aufgezogen werden, doch die Bedeutung die sich aus solchen Umständen für das Zusammenleben ergibt, habe ich erst langsam über das Jahr begriffen. Diese besonderen Augenblicke der Einsicht waren unglaublich motivierend. Ich habe lange nicht verstanden warum mir ständig Mütter ihre Kinder nach Deutschland mitgeben wollen, und hatte große Probleme damit, denn ich wollte natürlich nicht als der reiche Weiße dastehen, der allen ein besseres Leben in Europa ermöglichen kann. Und dann habe ich irgendwann begriffen, dass ja in Sansibar ständig Kinder bei Onkels und Tanten aufwachsen, da die Mutter zum Beispiel die Mittel oder Zeit nicht hat um sich um das Kind zu kümmern. Wenn mit also meine Gastmutter Bimkubwa antrug, meinen kleinsten Gastbruder Ali nach Deutschland mitzunehmen, wollte sie damit nicht nur ihrem Kind ein besseres Leben schenken, sondern nahm mich damit quasi in den Kreis ihrer Verwandten auf, die ja alle mit für die Kinder der Großfamilie verantwortlich sind. Aber das nur als Beispiel.

Die Vorbereitung in Glücksburg, das „Kulturseminar“, gab uns ja vor allem das Werkzeug mit, über solche anfangs unverständlichen Zusammenhänge zu reflektieren, und damit uns in der fremden Kultur besser zurechtfinden zu können. Als solches fand ich das Glücksburgseminar deshalb im Nachhinein unglaublich wichtig. Nicht weil wir viel inhaltliches über die Kultur in Tansania gelernt hätten, das wäre wegen der unglaublichen Vielfalt der Kulturen innerhalb Tansania auch garnicht möglich gewesen. Auch ist die Kultur auf dem Festland meiner Meinung nach ganz anders als die auf Sansibar. Sondern vielmehr, weil es uns vorbereitet hat auf die vielen großen und kleinen Unterschiede, weil es uns beigebracht hat, die eigenen Ansichten nicht für absolut zu nehmen. Das ist schwieriger als es sich anhört. Die „Kulturbrille abnehmen“ haben wir es damals genannt, ich weiß nicht ob es wirklich möglich war, den eigenen Blick ganz abzuschalten, aber mit der Zeit konnte man zumindest begreifen, dass es auch ganz andere „Brillen“ gibt, und konnte seine eigene Sicht dementsprechend anpassen.

Ich bin sehr froh, dass wir von der DTP eine so gute Vorbereitung mitbekommen haben, und halte auch den Ansatz der DTP in punkto Freiwilligenarbeit für den einzig richtigen.

Wir wurden nicht entsendet um in unseren Einsatzstellen die Arbeit voran zu treiben, oder um möglichst viel in einem Jahr zu verändern, sondern wurde uns von Anfang an nahegelegt, erst sich ganz in die andere Kultur einzuleben, und zu versuchen die gegebenen Umstände zu verstehen, bevor wir selbst anfangen sollten eigene Ideen einzubringen. Ich kam also nach Tansania, um in einer Firma als ganz normaler Angestellter mitzuarbeiten, um in einer Familie mitzuleben, und um die Kultur kennen zu lernen, nicht um sie zu verändern. Ich finde das auf beiden Seiten, sowohl bei den Deutschen als auch bei den Tansaniern, die seltsamsten Ansichten übereinander vorkommen. Wenn ich in Deutschland erzählte, dass ich ein Jahr in Tansania leben würde, stieß ich oft auf die Meinung, dass die Afrikaner nur zu faul wären, um sich zu entwickeln, oder dass ich einfach mal für Motivation sorgen solle, oder dass man die Leute „mal auf Vordermann bringen“ solle. Vor allem wurde mir bald klar, dass alle von den Menschen in Tansania erwarteten, dass sie zwar das Ziel hätten, bald für Zustände genau wie bei uns in Europa sorgen wollten, es aber aus irgendwelchen Gründen nicht könnten. Dass die Tansanier ihre eigenen Vorstellungen von ihrer Zukunft haben können, oder dass die Entwicklung, die die Europäer durchgemacht haben, nicht nur für die Tansanier viel Schaden anrichten würden, machten sich die wenigstens klar. Da ist wieder die Schwierigkeit, eigene Voraussetzungen und Vorstellungen nicht für absolut zu nehmen.

Und natürlich hatten auch die Tansanie diesselben Schwächen. Wie oft bin ich auf das Bild des reichen Weißen gestoßen, der nie einen Tag arbeitet, und dem trotzdem alles zufällt, weil ja in Europa das Leben ganz leicht ist. Das führt dann auch dazu, dass alles was mit den Europäern zu tun hatte idealisiert wird, und dass von uns Weißen erwartet wurde, in jeder Situation den besten Rat zu haben. Mir kam es oft so vor, als ob die meisten Leute einfach nicht erkannten, dass der größere Entwicklungsstand aus einer Entwicklung kommt, sondern halten ihr eigenes „schweres Leben“ für einen Naturzustand, dem nichts entgegensetzen ist. Nur die wenigsten hatten das Gefühl, mit Anstrengung ihren Lebensstandard verbessern zu können. Aber mir kam es auch oft so vor, dass das „Verbessern der Lebensverhältnisse“ gar keine Priorität im Leben vieler sei. Immer wieder hatte ich Begegnungen, zum Beispiel mit unserem Chipsi-Verkäufer in Pete, der den Preis für das Essen genau so niedrig hielt, dass er das allernötigste zum Leben bekam, auch wenn er seinen Kunden, die zum grössten Teil die Schüler des Dorfes waren, auch mit einer kleinen Preiserhöhung nicht geschadet hätte. Als ich ihn fragte warum er denn sein Essen so niedrig verkaufen könne, sagte er, er wolle den Schülern, seinen Kunden keine unnötige Last aufbürden, wenn er auch mit wenig auskommen könne. Das Nötigste zum Leben bekommen, „Kupata chochote“ ist für viele genug, und nur das nötigste zu haben

ist besser, als mit dem Gewissen leben zu müssen, sich auf Kosten anderer zu bereichern. Auch wenn nicht alle so extrem dachten, bin ich dieser Einstellung doch öfter begegnet, und ich bewundere die Sansibaris für ihre Solidarität untereinander.

Genau solche Erfahrungen hatte ich mir aber von meinem Jahr nach Tansania erhofft. Eine große Hoffnung an mein Jahr war vor meiner Abreise, dass ich einfach nette und aufgeschlossenen Menschen mit dem ganz anderen Hintergrund kennen lernen wollte, und dass wir gemeinsam unsere Weltsicht diskutieren und hinterfragen. Ich wollte unsere Kultur von außen betrachten lernen, und für mich entscheiden, wie ich mein Leben bewusst gestalten will. Das waren sehr hochgreifende Vorstellungen, doch zu einem gewissen Grad ist mir genau das passiert. Ich habe inzwischen eine ganz andere Sicht auf viele Dinge in meinem oder unserem Leben hier in Deutschland, die ich nicht missen möchte. Das betrifft ganz konkrete Dinge, wie das Konzept der „Entwicklungshilfe“, aber auch persönliche Einstellungen, zu bewusstem Umgang mit Ressourcen oder mit meinen Mitmenschen. Ich habe viel von den Sansibaris gelernt, aber noch mehr habe ich gelernt durch den Abstand zur eigenen Kultur. Auch nach einer Zeit Leben in der muslimischen Gastfamilie bleibt man doch ein Außenseiter, nicht nur wegen der Hautfarbe. Und je mehr man sich in die Familie und das Umfeld integriert, je mehr man seine eigenen Gewohnheiten und Ansichten ablegt oder verändert, desto mehr Abstand gewinnt man auch zur deutschen Kultur, und betrachtet dadurch das alte Leben durch ganz andere Augen. Was mich nach meiner Rückkehr besonders irritiert hat, war, wie die meisten Menschen in Deutschland von ihrem Mitmenschen völlige Perfektion erwarten. Wenn ein Deutscher sich durch Fehler anderer aufgehalten fühlt, und seien diese noch so menschlich, dann wird er sich über den anderen aufregen, und ihm vorhalten, was für ein dummer Mensch er doch sei. Das ist mir besonders in öffentlichen Busses aufgefallen. Eine Frau ist im Gang stehen geblieben, weil ansonsten kein Platz mehr war, und wurde dann von einem andern Passanten aufs übelste angemeckert, ob sie denn nicht sehe, dass sie im Weg stehe. Ich musste in der Situation an die völlig überfüllten Daladals auf Sansibar denken, und den leicht seufzenden Ausspruch „Mtihaaani!“ - das heisst Prüfung – wenn man beim Aussteigen durch den ganzen Bus über Mitmenschen, Ziegen und Kartoffelsäcke turnen musste. Das Leben stellt einen selbst, und jeden anderen Menschen auch, vor Prüfungen, die bestanden werden wollen, und die ein jeder mehr oder minder gut meistert, und da ist es keine Schande, wenn man einmal im Weg eines anderen stehen muss.

Diese Eigenschaft, Fehler anderer einfach akzeptieren zu können, hat mir das Gewöhnen

an die Umstände auf Sansibar sehr erleichtert. Im Rückblick muss ich nämlich sagen, dass ich oft und viele Fehler gemacht habe, oft einfach aus Unwissen. Vor allem in der Gastfamilie war das am Anfang schwer. Der Umgang mit dem, mir anfangs völlig unbekanntem, Islam zum Beispiel, mit dem religiösen Alltag, hat mir öfter Schwierigkeiten bereitet. Zum Glück gab es aber Menschen, die meine Fehler verstanden haben, und sie mir durch Erklären verständlich gemacht haben. Vor allem meine Gastmutter Bimkubwa, und unser Freund Iddy aus Pete haben mir unbekannte Zusammenhänge gut erklärt. Mit Iddy habe ich ein paar gute lange Gespräche über die Unterschiede im Islam und Christentum geführt, und wir haben glaube ich beide viel dazu gelernt. Mit ihm kam ich zu dem Schluss, dass die einzigen Unterschiede zwischen uns „Utamaduni, Elimu na Ngosi“ also Kultur, Erziehung und Hautfarbe seien, und dass die Sprachbarrieren der Hauptgrund für die meisten Reibungen zwischen den Kulturen seien. Und Bimkubwa hat mir vor allem viel über die alltäglichen Pflichten und Gebräuche erklärt, hat mit mir über das Beten oder die vielen Feste der Muslime geredet. Sie war es auch, die mir das sansibarische Kochen beibringen wollte, von dem ich so begeistert war. Sie ist wirklich die beste Köchin die mir in meinem Jahr begegnet ist.

Leider hat dann auch bei vor allem in den ersten Monaten oft die Motivation gefehlt, auf solche Angebote einzugehen, die eben nicht sehr oft kamen. Ich habe mir am Anfang angewöhnt, viel Zeit in meinem Zimmer, mit meinem Laptop oder den vielen Büchern zu verbringen. Ich fand es anfangs oft sehr frustrierend oder sogar peinlich, zum Beispiel bei der Familie zu sitzen und kein Wort zu verstehen, oder dass ich nicht sagen konnte was ich wollte, wenn mich Leute Dinge gefragt haben, und ich zwar verstanden hatte, was gefragt war, aber dann nur doof grinsend da stand, weil ich nichts sagen konnte. Auch kam ich mir oft gerade in der Familie oder wenn sonst Tansanier zusammen waren wie ein Eindringling vor, etwas fehl am Platz. So wurde ich auch oft behandelt, ich war zwar der Weiße, der ja viel Ahnung von der Welt haben muss, aber der von dem Leben der Leute nichts wusste. So standen mir die Tansanier oft gegenüber. Entweder erwarteten sie von mir, dass ich ihnen ein besseres Leben verschaffen würde, selbst wenn sie mich nicht kannten, oder ich wurde für ein bisschen blöd gehalten, weil ich für selbstverständlich gehaltene Dinge nicht kannte oder verstand. Oft wurde ich im Dala von Wildfremden gefragt, ob ich denn nicht mein Handy verschenken könne, ich könne mir ja ein Neues kaufen. Oder ich wurde gefragt, ob ich denn wüsste wie das Dorf heisst in dem ich wohne, oder mir wurde auf Englisch erklärt, dass die meisten Sansibaris Muslime seien, obwohl ich mehrmals auf Kiswahili gesagt hatte, dass ich schon lange dort wohne. Aber genau in diesem Punkt habe ich, glaube ich, bei vielen Tansaniern das Bild von den Weißen

verändert. Ich hatte viele Begegnungen mit Leuten, die noch nie einen Weißen gesehen hatte, der fließend Kiswahili sprach, und die dementsprechend verblüfft waren. Die meisten Tansanier hatten, wie die Deutschen auf der anderen Seite auch, einfach angenommen, dass ihr Bild, das sie im Kopf hatten, auf jeden zutrifft, und hatten sich unterbewusst ganz klar abgegrenzt. Irgendwie gibt es da eine Grenze in den Köpfen der Menschen. Die sind die, und wir sind wir, und daran kann man nichts ändern. Ganz verallgemeinert habe ich mir das immer so erklärt: Wenn ein Sansibari mit einem Europäer in Kontakt kommt, dann ist es entweder der völlig ignorante Strandtourist, der 2 Wochen am Strand liegt, und wenn er auf den Markt kommt, eine Ananas für 10000 Shilling kauft, und dann stolz erzählt, wie freundlich alle Sansibaris waren. Oder es ist der Entwicklungshelfer, der in einem riesigen Auto durch die Dörfer brettert, viele neue unverständliche Geräte einführen und den Dörflern erklären will, wie sie ihr Leben zu leben haben. Und so kommen zwei Bilder von Weißen zustande, die dazu führen, dass man als Weißer eben nicht ganz ernst genommen wird, oder zumindest den Dialog auf gleicher Stufe stark erschweren. Und dazu kommt noch, dass die massive „Entwicklungshilfe“, in deren Natur es liegt, möglichst viele Projekte mit möglichst viel Veränderung im Leben der Sansibaris durchzusetzen, dazu geführt hat, dass sämtliche irgendwie prestigeträchtigen oder wirtschaftlich, politisch und gesellschaftlich wichtigen Projekte in der Hand von weißen Ausländern sind. Und da das seit 50 Jahren so ist, hat sich einfach in den Köpfen festgesetzt, dass es die Weißen sind, die wichtige Projekte leiten, und Veränderungen und Verbesserungen durchsetzen. Das heißt es wird erwartet, dass die Weißen für die nötigen Verbesserungen sorgen, und genauso wird erwartet, dass Sansibaris an den selben Aufgaben scheitern würden, also wird lieber abgewartet. Eigeninitiative bei den Sansibaris zu fördern ist ein Feld, in dem meiner Meinung nach sinnvolle Entwicklungspolitik möglich wäre, das aber völlig vernachlässigt wird.

Ich denke wir als Freiwillige der DTP haben an diesen Vorurteilen doch ganz ordentlich gekratzt. Wir waren eben nicht als Experten in Tansania, sondern wollten und sollten, einfach mitarbeiten, die Leute und ihr Leben kennenlernen, so wie das bei jedem anderen Schüleraustausch oder ähnlichem ganz natürlich gewesen wäre. Wir wollten durch unsere einfache Anwesenheit, durch unsere dummen Fragen oder anderen Ideen zum Austausch anregen, und das ist uns auch ganz gut gelungen. Wenn ich mit Tansaniern gearbeitet habe, dann war zwar immer noch die Distanz da, die von unterschiedlichem Bildungsstand oder einfach meinem großen Einkommen herrührt, aber zumindest war klar, dass ich wie jeder andere mit anpacke, wie jeder andere mitrede, und wie jeder andere auch Fehler mache. Und das hat glaube ich zumindest in unserem engen Umfeld für ein

anderes Bild von uns „Weißen“ gesorgt. Wenn ich das so schreibe, dann verallgemeinere ich übrigens immer stark, natürlich gab es auch Fälle, in denen ich der war, der die dummen Vorurteile hatte, und ich habe mich öfter vor mir selber schämen müssen. Und genauso gab es auch die Tansanier, die eine viel offener Vorstellung von Zusammenarbeit hatte. Ich spreche einfach von den allgemeinen Erfahrungen, nicht von den Überraschungen, die es aber auch gab.

Ich jedenfalls hatte mir für das Jahr den Grundsatz vorgenommen, dass ich überall alles tun könne, was andere Menschen auch können, sei es im positiven oder negativen Sinne. Das war vielleicht reichlich naiv, aber es hat mir doch geholfen, mich in das Alltagsleben der Sansibaris einzufinden. Ich habe von Anfang an am liebsten und ohne Angst in den Straßenbuden gegessen, und nahm gegebenenfalls Magenverstimmungen gern dafür in Kauf, dafür das Leben der Sansibaris von gleich zu gleich kennen zu lernen. Um die Leute zu verstehen wollte ich deren Erfahrungen und Angewohnheiten teilen. Bei Krankheiten hatte ich übrigens stets alle Unterstützung die ich mir wünschen konnte, aber auch einiges Glück. Eine Magendarminfektion war das schlimmste was ich mir in dem Jahr zuzog. Ich bin der Meinung, dass wer nicht wie die Menschen des Landes lebt, und deren Sicht der Welt nicht kennen lernt, auch sich kein Urteil über die Zustände im Land machen DARF. Und außerdem wollte ich ja von meinen Kollegen und Freunden als ebenbürtig anerkannt werden, und vermied deswegen meistens Dinge zu tun oder zu kaufen, die ein Sansibari nicht tun oder kaufen würde. Das war natürlich oft nicht möglich, und oft scheiterte es auch an Frustration oder an menschlicher Schwäche. Mein Laptop alleine sorgte ja schon für eine gewisse Distanz zwischen mir und meinen Bekannten, dass ich dann noch ins Internet ging, und ab und zu in einem Hotel Pizza aß, förderte dies auch nicht gerade. Ich habe es also in meinem Jahr nie richtig geschafft, mich zu integrieren. Ich bin immer ein bisschen Gast geblieben, war immer der Weiße mit dem Laptop, aber ich habe zumindest ein bisschen das Leben in Sansibar kennengelernt, und ich glaube meine Bekannten haben mich als ganz normalen Jungen kennengelernt, der sich für ihr Leben interessiert hat.

Und als wir dann irgendwann nach mehreren Monaten (!) das Gefühl hatten, uns richtig im Projekt und im Land eingelebt zu haben, wollten natürlich auch wir etwas schaffen, das unserem Aufenthalt und unserer Arbeit bei MOTO Berechtigung verschaffen sollte. Wir waren trotz aller Einsicht in die Kultur oft frustriert zum Beispiel vom Arbeitstempo, das wir eben ganz anders gewöhnt waren, oder davon, dass alle unsere Chefs MOTO nur als Nebenbeschäftigung betrieben, und deswegen nicht soviel Energie und Zeit in das Projekt

steckten wir wir uns gewünscht hätten. Deswegen beschlossen wir, uns mehr über die energiesparenden Lehmöfen zu informieren, über die wir schon auf dem Seminar in Glücksburg etwas gelernt hatten. Die Idee schien für Pete perfekt, und Iddy war leicht zu begeistern, und unsere Einsatzstelle unterstützte die Idee auch voll, Antje mit ihrem Vorwissen zum Beispiel. Wir wollten hierbei alles richtig machen. Es war uns klar, dass das halbe Jahr, das uns zu dem Zeitpunkt noch blieb, nicht genug sein würde, um ein großes Projekt aufzuziehen, deswegen wollten wir auch von Anfang an keine großen Strukturen aufbauen. Wir wollten einfach mit Iddy zusammen, uns selbst beibringen, wie man energiesparende Öfen baut, und für etwas Aufmerksamkeit im Dorf sorgen. Ich denke im Nachhinein kann ich sagen, dass das uns ganz gut gelungen ist. Wir haben zwar nur 5 Öfen gebaut, dafür kann Iddy alles was wir auch können. Vor allem aber haben wir nur Materialien aus der Umgegend des Dorfes genutzt, die in der Natur vorhanden sind, das heisst mit dem Wissen, das Iddy nun hat, kann er theoretisch das ganze Dorf mit Öfen versorgen, und sich noch etwas damit verdienen. Und die Vorteile sind beeindruckend, und wurden auch von Iddys Mutter, die etwa seit 4 Monaten auf einem unserer Kocher kocht erkannt. Sie reduzieren den Holzverbrauch enorm, reduzieren den Rauchausstoss und schützen damit die Gesundheit der kochenden Frau. Wir haben also mit unserem Lehmofenprojekt, auch wenn es nicht einmal annähernd abgeschlossen ist, ein wichtiges Ziel erreicht: Wir werden nicht mehr gebraucht. Wir haben einen wichtigen Anstoss gegeben, aber haben alles so gestaltet, dass mit unserer Abreise, nur eben unsere Anwesenheit und Motivation verloren geht, nicht aber wichtiges Knowhow oder benötigtes Geld.

Bei unsere anderen Kleinprojekten, dem Bau eines Zaunes um den Garten in Pete, der Bau zweier Hütten inklusive Regenauffanganlage und der Erneuerung des Gartens haben wir uns stets an den Ideen unserer Mitarbeiter orientiert, und haben nur gegebenenfalls eigene Ansichten zum Beispiel zum Umweltschutz eingebracht. Der Umweltschutz in der Entwicklungsarbeit ist ein weiterer Punkt, in dem sich meine Ansichten stark verändert haben. Immer wieder habe ich gesehen, wie stark die Umwelt anscheinend unnötig belastet wurde. Zum Beispiel die regelmäßigen Müllfeuer vor jedem Haus, oder das Entleeren von Wasch- und Färbewasser in die Umwelt, oder die Abholzung von Bäumen für Feuerholz. Ich bin jedoch inzwischen der Meinung, dass diese Belastungen der Umwelt oft nicht vermeidbar sind. Überall wollen Menschen zuerst ihr eigenes Überleben sichern, und sei es auf Kosten der Umwelt. Erst wenn das Überleben zu einem gewissen Standard gesichert ist, fangen manche Menschen an sich über die Konsequenzen ihres Handelns Gedanken zu machen. Wenn also in einer Umgebung, in

der die Menschen kaum genug haben zum Leben, auf einmal durch veränderten Konsum Unmengen an Müll anfallen, dann bleibt den Menschen garnichts anderes übrig als den Müll vor ihrer Haustür zu verbrennen, es sei denn, jemand nimmt ihnen die Arbeit ab. Aber wenn man ihnen die Müllentsorgung abnimmt, dann werden sie nie das Bedürfnis haben den Müll zu reduzieren. Ich sehe in solchen Angelegenheiten die einzige Perspektive in der Bildung, den Schulen.

Deswegen will ich mich hier in Deutschland auch wieder vor allem dafür engagieren, für einen besseren Wissensaustausch zu sorgen. Ich habe zwar, da ich in der Zeit zwischen Heimkehr im August und Studienbeginn im Oktober noch kaum die Möglichkeit hatte, viel über mein Jahr zu reflektieren oder mich besonders zu engagieren, noch keine großen Anstrengungen unternommen, meine Erfahrungen weiterzutragen, aber ich habe auf jeden Fall vor, noch mehr Leute daran teilhaben zu lassen. Aber ich denke, dass wenn aufgeschlossene junge Leute aller Kulturen aufeinander treffen, und sich über ihr Leben, Probleme und ihre Pläne austauschen, Veränderung geschehen kann. Das will ich fördern, auch wenn ich noch nicht weiß wie.

Ich möchte mein Resümee mit zwei Zitaten beschließen, die für mich wichtig geworden sind, wenn ich auf mein Jahr in Tansania zurück blicke. Das eine stammt vom Präsidenten von Ruanda Paul Kagame: „Gute Hilfe macht sich selbst überflüssig“, und das andere von einem indischen Geschäftsmann, mit dem ich mich auf dem Heimflug in der Schlange vor dem Klo unterhalten habe:

„There are difficulties everywhere, but also there is enjoyment everywhere, and we are all just human“